

Kurt Oesterle

Wilhelm Hauffs Novelle „Jud Süß“ (1827):
vom Stuttgarter Staats- und Gesellschaftsskandal
zum Meilenstein des Antisemitismus in Deutschland

***(Vortrag 2024, gehalten in Tübingen - zweimal -
Nagold, Herrenberg, Horb und Stuttgart)***

*

Warum konnte Wilhelm Hauff diese alte Geschichte nicht einfach auf sich beruhen lassen? Wieso mußte er sie nach 90 Jahren wieder ans Tageslicht befördern? Weshalb schien es ihm nötig, die Erinnerung an diese einzigartige Grausamkeit der Landesgeschichte noch einmal wachzurufen? Zumal doch beim Lesen zu spüren ist, daß der Autor es nicht gern getan hat, daß er von Anfang bis Ende eine gewisse Beklommenheit nicht losgeworden ist. Es muß einen starken Grund gegeben haben, den „Jud Süß“ wieder zurückzuholen! Dieser Grund lag in der Gegenwart, er war politisch, ja hochpolitisch – und er schien es dringend erforderlich zu machen, das destruktive Potential dieser Geschichte noch einmal heraufzubeschwören und somit zu reaktivieren. Mehr noch: Erst durch Hauff hat sich ihre Zerstörungskraft maximal entfaltet, mit Folgen, die über 100 Jahre später katastrophaler nicht hätten sein können.

Ob der Verfasser auch daran noch mitschuldig ist?

Der Verleger Cotta druckte die rund 60 Seiten umfassende Novelle noch im Jahr ihrer Niederschrift, 1827, das auch Wilhelm Hauffs Todesjahr werden sollte. Er druckte sie im vielgelesenen „Morgenblatt für gebildete Stände“; Hauff starb, noch nicht 25-jährig, am 18. November desselben Jahres an Typhus. Bereits im Jahr darauf wurde die Erzählung erstmals in eine eigenständige Sammlung mit Hauff-Novellen, ebenfalls bei Cotta, aufgenommen. Und in den kommenden Jahrzehnten ist sie nicht nur in verschiedenen Hauff-Gesamtausgaben erschienen, sondern auch in zahlreichen Einzelpublikationen, darunter bearbeitete Leseausga-

ben für die Jugend sowie Bühnenfassungen. Das Jahr 1867 wird von der Hauff-Forschung als Gipfel im „Kanonisierungsprozeß“ des „Jud Süß“ erachtet, weil die Novelle da in Reclams neugegründete und rasch populäre „Universalbibliothek“ einging, wo sie bis 1942 ununterbrochen aufgelegt wurde – schließlich abgelöst von dezidiert nazistischen, auflagenstarken Ausgaben, die Wilhelm Hauff ausdrücklich als Vorläufer der NS-Rassenpolitik rühmen ... Doch auch zuvor schon waren über Jahrzehnte hinweg etliche Adaptionen des „Jud Süß“-Stoffs aus der Hand fremder Autoren verbreitet worden – und darunter so gut wie keine, die den Mann nicht weiter dämonisiert hätte.

So konnte sie eine unübersehbar breite Spur durch mehr als ein Jahrhundert deutscher Gesellschafts- und Bildungsgeschichte ziehen – bis hin zu ihrer „Dekanonisierung“ unmittelbar nach 1945. Hatte bis dahin Hauffs literarisches Abbild die historische Figur des „Jud Süß“ überschattet, so stand die Erzählung nun ihrerseits im Schatten des nazistischen Veit-Harlan-Films von 1940, dessen Macher sich ja kräftig aus Hauffs Novelle bedient hatten, um dieses – so der Zeitjargon – „Meisterwerk des Antisemitismus“ auf Zelluloid zu erschaffen. Einzelpublikationen der Erzählung schienen nun nicht mehr vertretbar. Von jetzt an mit dem üblen Geruch mörderischer Judenfeindschaft behaftet, wurde der Text nur noch in Hauffs Gesamt- und Werkausgaben aufgelegt, wo er in der Fülle anderer Texte quasi untertauchen konnte. Und in zahlreichen Literatur-Lexika, in denen Hauffs Leben und Werk ausbreitet wird, bleibt seine Autorschaft am „Jud Süß“ in der Regel unerwähnt. Erst die germanistische Forschung der vergangenen

drei Jahrzehnte hat der Novelle wieder Beachtung geschenkt, um ihr einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte vor dem Holocaust anweisen zu können.

Wie sehr allein schon Hauffs Sprache in die lange Vorgeschichte des Holocaust verwickelt ist, zeigt besonders der Titel: „Jud Süß“; er wirkt bereits auf den ersten Blick signalhaft wie ein Judenfleck und war schon 1827 stark antisemitisch aufgeladen. Namenspolemik ist spätestens seit dem 18. Jahrhundert ein Element der Judenfeindschaft gewesen, und es spricht viel dafür, daß der „Jud Süß“ nachgerade ein Modell antijüdischer Namenspolemik in der Moderne war – man denke etwa an den demokratischen Berliner Polizeipräsidenten Dr. Bernhard Weiß aus den Jahren der Weimarer Republik, den rechte und linke Antisemiten gleichermaßen „Isidor“ nannten, um seine jüdische Herkunft zum Zweck der Verleumdung herauszustreichen.

Aber, so könnten Sie einwenden, der Name muß doch nichts beweisen, denn auch der Romancier Lion Feuchtwanger sowie die Historikerin Selma Stern haben ihre Bücher noch hundert Jahre später „Jud Süß“ genannt. Das stimmt – doch ließe sich dazu sagen, daß für diese beiden die Zeit reif war, nach der wahren Wirklichkeit des *Joseph ben Issachar Süßkind Oppenheimer* – denn so hieß er richtig – zu suchen, einer Wirklichkeit, die allzu lange unter dem Namensstigma verborgen war. Nun sollte sie zum Vorschein kommen – während bei Hauff schon nach wenigen Zeilen die umgekehrte Stoßrichtung bemerkbar wird: nämlich hinter dem Politiker und Finanzmagnaten, hinter dem Sohn, Bruder und

Menschen stets und ausschließlich den „Jud Süß“ ausfindig zu machen oder das, was die Legende von ihm behauptet. Darum erfahren wir als Hauff-Leser nur wenig über den *Fall* Süß-Oppenheim, kaum mehr über den Stuttgarter Gerichtsprozeß und am wenigsten über die Schuld, die dieser Mann angeblich auf sich geladen hat. Es heißt nur immer wieder richtend, aber ungenau, daß er Land und Leute ausgeraubt habe, auch aus Eigennutz. Der Delinquent, den Hauff uns vorführt, ist von Anfang bis Ende unwandelbar immer ein und derselbe: der „gefürchtete Jude“, der „jüdische“, „mächtige“, „allgewaltige Minister“, wieder und wieder der „Jud Süß“ oder einfach der „fürchterliche Mann“, dessen „glänzende, funkelnde Augen lebhaft und lauernd durch die Reihen“ laufen. Alle paar Abschnitte wird so das abstoßende Bild Süß-Oppenheimers bestätigt und erneuert, und man gewinnt schon bald den Eindruck, daß der Erzähler peinlich darauf achtet, bloß kein gerechtes Bild dieses Mannes entstehen zu lassen ... ja, nicht einmal *neutral* scheint er sein zu wollen ...

Auch mit der Wahrheit seiner Erzählung – immerhin eine Episode der jüngeren Landesgeschichte – ist es nicht weit her. Noch im Juni 1827, als Hauff seine Novelle *Cotta* zur Veröffentlichung anbietet, behauptet er, „genauestes Quellenstudium“ betrieben und allerhand Akten, Flugblätter, Chroniken, Zeitungsartikel sowie Moritaten oder historische Stiche für seine Arbeit verwendet zu haben, kurzum, er lockt mit der Echtheit, Verbürgtheit und Ursprünglichkeit seiner Erzählung, und der Verleger springt darauf an – so wie ein Jahr zuvor bereits, als er Hauffs „Lichtenstein“-

Roman, die späterhin vielgelesene Gründungssaga des evangelischen Württemberg, zur Publikation angenommen hat.

In der Novelle selbst legt Hauff dann überraschend noch eine weitere Quelle offen, eine nicht-objektive, private, ja familiäre, nämlich seinen eigenen Großvater, den vormaligen Staatsjuristen – damals: „Landschaftskonsulent“ – Johann Wolfgang Hauff, der von 1721 bis 1801 lebte und schon kraft Amtes einer der maßgeblichen Feinde Süß-Oppenheimers gewesen sein muß. In der Erzählung heißt er Lanbek und wohnt mit seinen beiden Töchtern sowie Sohn Gustav in Stuttgart-Mitte, und zwar Garten an Garten mit Joseph Süß-Oppenheimer und dessen Schwester Lea, die eine von Hauff erfundene Figur ist, und nicht die einzige in dieser Geschichte. So kann denn einstweilen festgehalten werden, daß Hauff zwar mehrmals von historischer Wahrheit spricht, in seiner Novelle aber Fakten und Fiktion, Dokument und Sage, Gedächtnis und Legende ständig miteinander vermengt. Kein Wunder, daß in der Erzählung historische und dichterische Wahrheit oft kollidieren, einander widersprechen, sich zum Teil widerlegen. Auch die heillose Vermengung literarischer Gattungen mag als Indiz für den Machwerk-Charakter des „Jud Süß“ genommen werden, und bestenfalls kann man deren Verfasser einen selbsternannten Landeshistoriker mit propagandistischen Absichten nennen, für die er auch Manipulation nicht scheut.

Die Handlung läßt sich so zusammenfassen: Sie beginnt auf dem Höhepunkt der Macht, die der „Kabinettsminister und Finanzdirektor“ Süß-Oppenheimer aus der Hand seines Landes-

herrn, des württembergischen Herzogs Karl Alexander, empfangen hat – im Februar 1737, und sie endet wenige Wochen später, nach dem Tod des Herzogs, mit der jähen Verhaftung des „Jud Süß“; darauf folgt seine Gefängnishaft sowie der – allerdings nur kurz gestreifte – Prozeß, schließlich die Hinrichtung im Februar 1738, deren Grausamkeit Hauff zwar andeutet, um sie sogleich wieder zu relativieren, ja, sogar zu rechtfertigen. In der Novelle errichtet Süß-Oppenheimer eine Günstlingswirtschaft, die dem Klientensystem moderner Diktaturen ähnelt. Bestimmte Leute macht er reich, außerdem versucht er mit erpresserischer Heiratspolitik, jüdisch-christliche Ehen zu stiften, die seine Herrschaft untermauern und den alteingesessenen Mittelstand, die sogenannte Ehrbarkeit, in seine Abhängigkeit bringen. Die Mehrheit der Landeskinder stürzt er dabei ins Elend, und wahrheitswidrig wird unterstellt, daß der „Jud Süß“ sein eigenes „Vermögen den Armen dieses Landes entzogen“ habe: ein Gerücht, mit dem bereits der Justizmord von 1738 gestützt wurde; wobei Hauff nicht selten damit arbeitet, alte Gerüchte wieder aufzuwärmen und „Dinge“ in den Raum zu stellen, vor denen „selbst den kältesten Richtern graute“, ohne daß diese „Dinge“ jemals näher beleuchtet oder gar bewiesen würden.

Zusammengefaßt würde das von Hauff erstellte Sündenregister des „Jud Süß“ etwa so aussehen – nämlich daß er versucht hat,

- ständische Rechte zu beschneiden,
- das Land zum Absolutismus zurückzuführen
- und es wieder katholisch zu machen,

- die Töchter des Schwabenlands erotisch zu verhexen,
- weite Bürgerkreise durch Kredite und Glücksspiel zu ruinieren,
- seine Günstlinge als neue Herrschaftsschicht zu etablieren,
- Rechtsunsicherheit zu verbreiten,
- mit Einschüchterung und Denunziation zu regieren
- und letztlich den Staat in seine Gewalt zu bringen ...

Auf solchen Vorwürfen konnte das Goebbels-Kino mühelos weiterbauen, um einem Massenpublikum zu suggerieren, daß der „Jud Süß“ einen Zwangsstaat in Württemberg hatte errichten wollen. Doch freilich, nichts davon hält der historischen Überprüfung stand! Mit seiner Novelle indessen hat Wilhelm Hauff den Modellfall einer jüdischen Verschwörung gegen den christlichen Staat und die christliche Gesellschaft erschaffen, mit dem der Antisemitismus ein neues Niveau erreicht. Zugleich fordert er zum rechtzeitigen Gegenschlag auf, zur Eliminierung der jüdischen Macht und des jüdischen Machthabers – bei ihm ist es die Ehrbarkeit, die sich wehrt, jener mitregierende Mittelstand, lange unverzichtbar in der Staatsverwaltung Württembergs und durch Süß-Oppenheimers Finanzreform in dem verschuldeten Land um wichtige Einnahmen gebracht.

Die Revolte der Ehrbarkeit – bis hin zur Vernichtung des Gegners – war Wasser auf die Mühlen der Nazis bei der Vorbereitung ihrer eigenen Vernichtungspolitik ...

Jetzt einige Textzitate, die Ihnen einen Eindruck vom Erzählklima der „Jud Süß“-Novelle geben – die Temperaturen schwanken,

am kältesten sind sie, wenn unmittelbar von Juden oder Judentum die Rede ist; so tritt zu Beginn, in der Karnevalsszene, eine Gruppe schwäbischer Patrioten vor den jüdischen Staatsminister hin. Der radikalste von ihnen – er ist ausdrücklich gekleidet wie ein Bauer aus dem Steinlachtal, greift den mächtigen Mann frontal an, will wissen, ob er sein Geld auch rechtmäßig verdient oder durch Ausbeutung und krumme Geschäfte erworben hat, und zeigt ihm klar seine Verachtung. Er tut es, karnevalsgerecht, im Schutz der „Maskenfreiheit“, aber so scharf und beleidigend, daß man sich fragt, wie sehr der „Jud Süß“ im Land eigentlich gefürchtet wird, wenn solche Attacken auf seine Person folgenlos bleiben ...

Bereits da also ein erster Widerspruch in Hauffs Zerrbild vom bösen, mächtigen, skrupellosen Juden – zumal unter ihm doch eine Freiheit herrscht, die es in seinem Staat eigentlich gar nicht geben dürfte!

Derselbe Bauer von der Steinlach, den Hauff erkennbar als Inkarnation des schwäbischen Volksgeists auftreten läßt, fragt einen anderen Festbesucher nach seiner spitzigen Barttracht – Antwort: „Es ist halt so Mode, seit die Juden Meister im Lande sind, bald will ich vollends ganz jüdisch werden.“ An anderer Stelle ist von „Juden und Judenchristen“ die Rede, die in Württemberg angeblich „das Zepter“ führen. Schon der nächste Widerspruch, die nächste Verzeichnung! Zu Süß-Oppenheimers Zeit war es nur einzelnen Juden – sogenannten Hoffaktoren – mit Ausnahmegenehmigung erlaubt, sich im Land aufzuhalten, und der „Jud Süß“ ist eine singuläre Gestalt gewesen; erst in Hauffs Zeit, zu Beginn der

Judenemanzipation und der Vergrößerung des Landes durch Napoleon, lebte eine größere Anzahl von Juden in Württemberg.

Ein anderes Beispiel – der junge Lanbek sieht Süß-Opppenheimer beim Kartenspielen zu: „(S)eine Stirne, sein Auge ... haben durch Gewohnheit zu herrschen etwas Imponierendes bekommen; aber feindliche, abstoßende Falten lagen zwischen den Augenbrauen ... das Bärtchen auf der Oberlippe konnte einen hämischen Zug um den Mund nicht verbergen, und wahrhaft greulich schien dem jungen Mann ein heiseres, gezwungenes Lachen, womit der jüdische Minister Gewinn oder Verlust begleitete.“

Physiognomie als Rassemerkmal – zu dieser Zeit ist das noch selten, und hier scheint mir Wilhelm Hauff seiner Epoche sogar voraus zu sein ...

Oder: Die beiden Töchter Lanbeks unterhalten sich über Lea Opppenheimer: „So schön und anmutig sah ich in meinem ganzen Leben nichts; was sind alle Gesichter in Stuttgart gegen dieses herrliche Gesicht“, sagt die eine. Darauf die andere: „Wie magst du nur so töricht schwatzen! ... Mag sie sein, wie sie will, sie ist doch nur eine Jüdin!“

Süß-Opppenheimers Schwester Lea spricht zuweilen dem jungen Lanbek gegenüber, der sich in sie verliebt hat, offen über ihren Bruder – und verrät, daß man ihn in der eigenen Familie für einen „Rächer unseres Volkes“ hält – ein alter Antisemiten-Trick: Juden oder Jüdinnen Anschuldigungen gegen ihresgleichen *selbst* aussprechen zu lassen, nach der Formel: „wenn sie es doch selber sagen“! Und hier auch noch in Verbindung mit einem Lieblingsmotiv des Antisemitismus, nämlich der angeblichen jüdischen

Rachsucht ... Ebenso gibt Lea zu, daß ihr Bruder um seine *eigene* Schlechtigkeit weiß, zumal er von ihr verlangt, *ihre* Seele reinzuhalten, gleichsam als „Opfer für *seine* Seele“. Was mir psychologisch unsinnig erscheint, weil Reinheit und Unschuld nie und nimmer „Opfer“ sind, egal, für was – mit derlei Abstrusitäten scheint Hauff das Mißratene, Menschheitsferne und Monströse des Judentums beweisen zu wollen.

Auch jedweden Ehrbegriff muß er dem „Jud Süß“ absprechen. Zwar läßt er ihn behaupten, „Familienehre“ sei einem „Israeliten“ so viel wert wie einem „Nazarener“, um sie wenig später schon als reine Tarnung von Machtgier zu entlarven – will er doch Gustav zwingen, seine Schwester zu heiraten, um bei einer einflußreichen Stuttgarter Sippe endlich einen Fuß in der Tür zu haben. Außerdem verschweigt Hauff, daß es im 18. Jahrhundert in Deutschland nie und nimmer möglich gewesen wäre, Juden und Christen miteinander zu verehelichen – sexuelle Beziehungen zwischen ihnen standen sogar unter Todesstrafe!

Lessing wußte das (siehe sein Lustspiel „Die Juden“ von 1749)!

Und noch eine Stelle – diesmal nicht ohne bitterböse Komik!

In dem Glauben, Gustav Lanbek habe bei ihrem Bruder um ihre Hand angehalten, sagt Lea Oppenheimer zu ihm. „Ich bin nur froh, daß du nicht Katholik bist, da wäre (eine Heirat zwischen uns) nicht möglich, aber ihr Protestanten habt ja kein kirchliches Oberhaupt und seid so gut Ketzer wie wir Juden.“

Darauf Gustav: „Lea, um Gottes Willen, frevle nicht ... wie soll ich dir (nur) diesen furchtbaren Irrtum (ausreden)?“

Schließlich noch einmal sie – geistesgegenwärtig und aufmüpfig zugleich: „Ach, geh doch ... daß ich es wagte, mein verhaßtes Volk neben euch zu stellen, (*das*) bringt dich auf!“

Ein Volltreffer!

Daß aber eine glaubensstarke, geschichtsbewußte Jüdin ihre eigene Religion für häretisch hält, scheint mir vollkommen ausgeschlossen! Abgesehen davon, daß es Blödsinn ist. Denn wären die Juden Ketzer, müßte das Christentum dem Judentum vorausgegangen sein, so wie der Katholizismus dem Protestantismus, sonst ist kein Abfall, keine Abspaltung, keine Abtrünnigkeit möglich (das Wort *Ketzer* stammt übrigens von *Katharer*, einer christlichen Sekte des Mittelalters) ... Doch welch erbärmliches Reflexionsniveau für einen gelernten (Tübinger Stifts-) Theologen! Was für ein schauderhaft verzerrtes, jammerwürdiges Echo auf die Ringparabel aus Lessings „Nathan“!

Die Unkenntnis der Juden und des Judentums könnte ein Grund dafür gewesen sein, weshalb Hauff das Innenleben seiner jüdischen Figuren nicht abbildet, sondern ihre Subjektivität immer nur mittels direkter Rede sich selber aussprechen läßt, aber nie – so wie bei andere Figuren – durch erlebte Rede oder innere Monologe, also das, was einer in Wahrheit denkt und fühlt. Nein, bei seinen jüdischen Figuren sieht der sonst von seiner Allwissenheit nur zu gern Gebrauch machende Erzähler von jeder Innenperspektive ab und vereitelt damit die Einfühlung des Lesers, dieses Intim-Werden und Sich-Identifizieren, ohne das wir die Figuren nie ganz kennenlernen.

Statt dessen läßt er zu, daß sowohl Lea als auch der „Jud Süß“ sich im Verlauf der Geschichte immer weiter von uns entfernen, sie treiben gewissermaßen davon. Und als sie schließlich untergehen, bleiben wir an der festen Hand des Autors zurück, nunmehr den offenbar von ihm gewünschten Abstand zu den beiden Unglücklichen einnehmend. Leas Freitod im Neckar ist nur noch eine Mitteilung wert, und die Hinrichtung des einstigen Finanzberaters wird am Ende nur noch einmal erwähnt, damit ihr Abschreckungswert nicht in Vergessenheit gerät. Den leidenden, sterbenden Menschen wird die von Anfang an schwache Empathie am Ende vollends entzogen, wir hören nicht einmal mehr ihre Klage.

Woher diese Mitleidlosigkeit, diese Mitgeföhlsblockade?

Sie hat die Juden auch zu Hauffs Zeiten schon jahrhundertlang begleitet. Shakespeares Shylock spricht in seinem grandiosen Monolog auch von ihr, als er fragt: „Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht?“ Empathie zu verweigern, heißt Menschenwürde in Zweifel zu ziehen – darauf mag die Geföhlsökonomie des Antisemitismus offenbar nicht verzichten (wozu ich mich in meinem Buch „`Eine Stunde ein Jude.´ Geschichten gegen Antisemitismus“ ausführlicher geäußert habe; es enthält übrigens auch einen Essay zu Hauffs „Jud Süß“.)

Wilhelm Hauffs Judenbild ist nicht erst während seiner Beschäftigung mit Joseph Süß-Oppenheimer entstanden, es hat eine Vorgeschichte – und zwar eine völlig unzweideutige! Bereits im Frühwerk, etwa in den „Mitteilungen aus den Memoiren des Satan“, hat Hauff sich an der sogenannten Judenfrage – die im Zeitalter

der Emanzipation hochaktuell geworden war – abgearbeitet. So etwa, indem er die „gebildeten Judenfräulein“ erfindet; sie gehören zu jenen aus dem Ghetto befreiten Frankfurter Juden, „die noch vor dreißig Jahren keinen Fuß auf den breiten Weg der Promenade setzen durften, sondern bescheiden den Nebenweg gingen, dieselben, die den Hut abziehen mußten, wenn man ihnen zurief: `Jude, sei artig, mach dein Kompliment!´. Dieselben, die jede Nacht eingepfercht wurden in ihr schmutziges Quartier. Und wie so ganz anders waren sie jetzt anzuschauen. Überladen mit Putz und köstlichen Steinen saßen die Frauen und Judenfräulein“.

Fast im Reportagestil, wenn auch mit parodistischen Spitzen, versucht Hauff am Beispiel dieser Frankfurter Jüdinnen das Vulgär-Neureich-Ungebildete zu schildern, das an ihnen hervortritt, nachdem sie von der „Judengass“ in die „neue Judenstraße“ umgezogen sind: Sie trinken gezuckerten Äppelwoi und nennen´s Champagner, sie berlinern recht flüssig daher, um ihre hessische Mundart zu verbergen, sie hassen Schiller und ziehen ihm Unterhaltungsschmonzetten vor. Sie bieten, in Hauffs Blick, die fleischgewordene Karikatur auf ein humanistisch gebildetes Bürgertum – und wären strenggenommen im Ghetto besser aufgehoben als im allgemeinen Gesellschaftsleben! Ja, diesen Wunsch unterstelle ich ... und belege ihn mit einer weiteren Textstelle, aus der er noch deutlicher hervorsticht; diese Stelle findet sich in dem Märchen „Abner, der Jude, der nichts gesehen hat“, und dort heißt es: „Juden gibt es überall, und sie sind überall Juden: pffiffig, mit Falkenaugen für den kleinsten Vorteil begabt, verschlagen, desto verschlagener, je mehr sie mißhandelt werden, ihrer Verschlagen-

heit sich bewußt und sich darauf etwas einbildend. Daß aber doch zuweilen ein Jude durch seine (Pffiffigkeit) zu Schaden kommt, bewies Abner.“

Dieser Mann, ein wohlhabender Händler im Königreich „Marok“, schaut auf die Welt um sich herum stets durch einen Schleier aus „Furcht, Besorgnis und Begierde“, wie es heißt; darum taugt er in drei Fällen auch nicht als Zeuge, sondern verfängt sich in Widersprüchen, Lügen und Phantasiekonstrukten ... schon bald wird er mehrerer Verbrechen beschuldigt und bestraft, einmal durch Prügel, dann durch den teilweisen Verlust seines Vermögens. Und am Ende, das ist entscheidend, rät man ihm, sich in seiner „Bude in der Judengasse“ selbst einzusperren, „mit Schloß und Riegel“ – was einer Selbstghettoisierung gleichkommt! Noch deutlicher als im Fall der Frankfurter Judenfräulein ist hier also der Wunsch nach Eliminierung erkennbar – *eliminieren* kommt von *eliminare* und bedeutet: ausgrenzen, vertreiben, von der Schwelle weisen; erst später, durch den Bedeutungswandel hin zu „beseitigen“, „aus dem Weg schaffen“, hat das Wort an Gewaltbarkeit hinzugewonnen ...

Allgemein war der Zeitgeist der 1820er und 30er Jahre den Juden ungünstig, nicht nur in Württemberg, und man könnte sagen: Je weiter ihre Gleichstellung gedieh, desto unerbittlicher wurde der Widerstand dagegen, auch und gerade im Kulturmilieu; je näher man sich kam, desto einschneidender und schmerzhafter wurden die Unterschiede empfunden. Wie hätte sonst ein liberaler Geist vom Schlage Ludwig Uhlands dichten können: „Das ist ein

jüdisch ekler Gauch, / wer solch ein Fleisch verachtet ...“ Ein „Gauch“ ist ein „Narr“, und das Gedicht trägt den Titel: „Metzelsuppenlied“.

Ein ganz besonderes Feindbild schien der Dichter Heinrich Heine zu bieten, mit dem die schwäbische Intelligentsia der Biedermeier-Zeit in einen heftigen publizistischen Streit geriet. Heine steht ihr für alles, was die Juden ablegen müssen, wenn sie dazugehören wollen, so etwa ihren Witz mit Hang zu Spott und Polemik, ihren an Haß grenzenden Kritizismus, ihre Unversöhnlichkeit gegen jedes Ideal und die *wahre* Schönheit, so der Tenor ... Obwohl getauft, ist Heine inwendig Jude geblieben ... Für seine Gegner in Württemberg scheint er so etwas wie der „Jud Süß“ der Kultur gewesen zu sein, nicht integrierbar und, nach bürgerlich-christlichem Maßstab, unverbesserlich. Juden, die Aufnahme im Land begehren, werden folglich gewarnt, „mit einem Heine unter der Decke zu spielen“, und wer es doch tue, müsse sich über Antisemitismus nicht wundern ... Der solchermaßen Verabscheute hat später behauptet, daß es vor allem die Schwaben mit ihren Pamphleten gewesen seien, die ihm die Lebensgrundlage in Deutschland zerstört und ihn ins Exil getrieben hätten!

Dabei wollen die württembergischen Frühliberalen einer im großen und ganzen landständisch-ehrbaren Herkunft – von Uhland bis Hauff, von Pfizer bis Schwab und Karl Mayer – die Juden gar nicht länger ausschließen. Sie sind grundsätzlich für deren Emanzipation und Integration, vorausgesetzt, die Juden wollen werden wie sie selbst. Sie sind großzügig gegen jene, die es ihnen gleich tun und ununterscheidbar werden möchten. Sie gehen zweifels-

frei von der Überlegenheit ihrer eigenen Kultur und Religion aus – die Eigenheiten der Juden sind ihnen nicht willkommen und sollen abtrainiert werden.

Auch Wilhelm Hauff steht mit seinem „Jud Süß“ in diesem Epochenzusammenhang, und zwar an zentraler Stelle. Eine echte Ausnahme von solch kulturhegemonialem Denken scheint mir unter den Schwaben-Dichtern einzig und allein Justinus Kerner gewesen zu sein – siehe die lebenslange und sehr anrührende Freundschaft, die ihn und seine Frau mit dem Lyriker und Arzt David Assur Assing verband, dem zu keiner Stunde die Preisgabe seiner jüdischen Identität abverlangt wurde!

Erst im zwanzigsten Jahrhundert ist Joseph Süß-Oppenheimer zum Gegenstand ernsthafter Forschung geworden, erst da waren sämtliche Unterlagen des Falls, so auch die Prozeßakten, zugänglich. Und der Ruhm, als erste ohne Eifer und Scheuklappen über ihn gearbeitet zu haben, gebührt einer Frau, nämlich der deutsch-jüdischen Historikern Selma Stern, deren Arbeiten heute noch unumgänglich sind (ich würde sagen, neben den Arbeiten eines jüngeren Autors, nämlich des Reutlinger Schriftstellers und Historikers Hellmut Haasis, der seine „Jud Süß“-Biographie 1998 vorlegte und maßgeblich bewirkt hat, daß es heute in Stuttgart einen Süß-Oppenheimer-Platz gibt und das Land, zusammen mit der Israelitischen Religionsgemeinschaft Württemberg, einen Preis für Zivilcourage mit seinem Namen vergibt).

Hier nun eine Skizze, wie Selma Stern vor knapp hundert Jahren Süß-Oppenheimer dargestellt und bewertet hat; sie schreibt:

„Süß ist der erste Jude, der in den Gang der deutschen Geschichte eingreift. Er ist das erste Beispiel eines deutschen Juden in der Politik, der erste jüdische Repräsentant des neuen, aufgeklärten europäischen Geistes. Als erster Jude stieg er in der Gunst eines Fürsten vom Händler und Bankier zum Finanzpolitiker und Staatsmann auf. Obwohl seine Tätigkeit im Dienst des Herzogs zu seinem Untergang führte, war sie eng verknüpft mit der Umgestaltung eines von Ständen, Zünften und Korporationen beherrschten unterentwickelten Agrar- und Patrimonialstaats in ein einheitliches, zentralistisches, industrialisiertes und kapitalistisches, von einem absolutistischen Monarchen regiertes Staatswesen.“

Und an anderer Stelle nennt sie ihn sinngemäß einen Emanzipierten noch vor der Emanzipation, einen der sich nicht duckt und erst recht nicht kriecht – und der die Augenhöhe sucht!

Um die Mitte der 1730er Jahre war „Jud Süß“ zum Geheimen Finanzrat Herzog Karl Alexanders ernannt worden – und tat in der Folge, was er tun sollte: das Geld- und Finanzwesen Württembergs zu sanieren, wozu er unter anderem die erste Bank des Landes gründete. Der schwäbischen Oberschicht, der Ehrbarkeit, war er verhaßt, weil er etliche ihrer geldwerten Vorrechte (etwa den Titelhandel) zugunsten des Landesherrn einschränkte – nach dessen plötzlichem Tod 1737 wurde er verhaftet, eingekerkert

und schließlich bei einem mehr als fragwürdigen Gerichtsverfahren zum Tod verurteilt, um am 4. Februar des folgenden Jahres auf die grausamste Weise und vor Tausenden von Zuschauern auf dem Pragsattel hingerichtet zu werden (bevor man ihn hängte, sollte er freilich noch zur Taufe überredet werden) – der Käfig mit seiner Leiche blieb sechs Jahre dort hängen.

Selma Stern ging es als erster darum, für den „Jud Süß“ Gerechtigkeit zu fordern und ihn von den Hochverrats-Vorwürfen freizusprechen, die die schwäbische Oligarchie ihm seinerzeit angehängt hatte und die auch Wilhelm Hauff in seiner Novelle 90 Jahre später noch wiederkaut, nämlich: Württemberg katholisch zu machen oder den Katholizismus zumindest wieder zuzulassen, die ständische Verfassung außer Kraft zu setzen und die Vertreter der Ehrbarkeit durch Gewalt zu beseitigen sowie einen Polizei- und Untertanenstaat zum Zweck der Volksausplünderung zu errichten (eine der Abgaben, die er eingeführt hatte, hieß landesweit recht schnell „der Judengroschen“). Und bei alledem mußte Süß-Oppenheimer als alleiniger Planer und Betreiber dastehen – der Herzog lediglich als sein naives Opfer, das der landfremde Geldmann mit allerhand kabbalistischen Tricks und Schlichen für seine Ziele eingenommen hatte. So wurde der „Jud Süß“ für sehr lange zum Alleinschuldigen gestempelt und für sämtliche Machinationen, die doch der Landesherr ausgeheckt hatte, verantwortlich gemacht – anders durfte es *nicht* gesehen werden ... selbst wenn der höchste Jurist des Landes keinen der todbringenden Vorwürfe gegen Süß-Oppenheimer als bewiesen ansah und nur auf Landesverweisung plädierte ... Am widerlichsten aber war un-

ter allen Anschuldigungen die unbelegbare Behauptung einer abnormen sexuellen Triebhaftigkeit, die den Haß auf den „Jud Süß“ noch einmal aufputschte; Wilhelm Hauff streift diesen Komplex nur und bleibt abstrakt, während das Goebbels-Kino aus einem raffinierten Verführer, der lustvoll „Rassenschande“ begeht, auch noch einen enthemmten Vergewaltiger macht.

Den „Jud Süß“ als Bösewicht schlechthin vorzuführen, ist unverkennbar die Haupttendenz dieses – laut Werbeheft – „Großfilms nach der Novelle von Wilhelm Hauff“. Doch das Drehbuch geht weit darüber hinaus, weshalb Hauffs Erzählung während der Nazi-Zeit mit einer neuen, zeitgemäß-antisemitischen Einleitung versehen wurde, „im Licht der erwachenden Welt“, wie es hieß. Außerdem erschienen, um das judenfeindliche Potential des alten Skandals voll auszuschöpfen, mehrere Artikelserien in weitverbreiteten Zeitungen und Zeitschriften, so unter anderem im „Stuttgarter NS-Kurier“, und zwar einige Jahre, bevor das „Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda“ den berüchtigten Film in Auftrag gab – quasi als End- und Höhepunkt einer antisemitischen Fanatisierungswelle von nie gesehenem Ausmaß.

Der Titel des Films „Jud Süß“ geht eindeutig auf Hauff zurück, nicht minder die Stigmatisierung, Süß-Oppenheimer permanent „der Jude“ zu nennen oder ihn vom „Finanzienrath“ zum weit höher rangierenden „Finanzminister“ zu machen; außerdem stammt der Grundriß der Handlung von Hauff – eine christlich-patriotische Familie wird von einem durchtriebenen jüdischen Einwanderer in immer tiefere moralische sowie politische Verwirrung gestürzt und an den Rand des Ruins gebracht. Das Erotomane der Figur indes

ist vor allem Lion Feuchtwangers „Jud Süß“-Roman von 1925 entnommen – und als Zeichen quasi-orientalischer Lebenskraft ins Sexualverbrecherische umgedeutet; doch auch Selma Sterns Bewertung Süß-Oppenheimers als des ersten Juden, der in Deutschland in die Politik vorgedrungen sei, wurde übernommen – um in perfider Verkehrung vorzutäuschen, daß die Juden stets und immer wieder nach der Macht griffen, so etwa nach dem Ersten Weltkrieg, bei der Gründung der Republik.

Ganz entschieden behaupteten die Berufshetzer aus Goebbels' Ministerium, der Film sei historisch exakt und ausschließlich nach Archivmaterial gearbeitet – damit hatte ja schon Hauff seinem Verleger das Maul wäbzig gemacht –, dennoch wurden an mehreren Stellen freie Erfindungen eingefügt, darunter so monströse wie die schon erwähnte Vergewaltigung, dann die von „Jud Süß“ veranlaßte Hinrichtung eines harmlosen Schmieds sowie die schwere Folterung eines Rivalen – schließlich aber auch das irrwitzige Unternehmen Süß-Oppenheimers, die Juden in großer Zahl nach Stuttgart zurückzuholen, in jene Stadt also, aus der sie durch den „Judenbann“ des Spätmittelalters nach wie vor ausgeschlossen waren; Regisseur Harlan gab später in seinen Memoiren zu, dieses Motiv ins Drehbuch „hineinpraktiziert“ zu haben ... ein passendes Stichwort, wie mir scheint, um jetzt auf die Geschichte der Juden in Württemberg genauer einzugehen.

Zunächst zur Vorzeit: 1498 wurde in Württemberg ein Gesetz erlassen, das die Ausschließung der Juden aus dem Land festlegte. Hundert Jahre später sollte dieses Gesetz gelockert und Juden

wieder aufgenommen werden, wenn auch nur „umb Beförderung willen der allgemeinen Commertien“, so der Wortlaut. Doch selbst die wenigen Ausnahmen, die dazu gemacht wurden, trafen stets auf den Widerstand der Landstände, der Ehrbarkeit, also jenes städtischen Handelsbürgertums, das zugewanderte Konkurrenz fürchtete. Erst das 18. Jahrhundert brachte eine Liberalisierung – freilich aus rein ökonomischer Notwendigkeit! Fortan kamen mehr und mehr „Hofschutzjuden“ oder „Hoffaktoren“ nach Württemberg, deren bedeutendster Joseph Süß-Oppenheimer war. Der eigenartige Rechtszustand – hier Ausschließung, da stillschweigende Duldung – schrie allerdings nach Reform, besonders als Napoleon Württemberg neuordnete: Die Fläche des Landes verdoppelte sich, und mit ihr wuchs (zwischen 1805 und 1810) die Bevölkerung von 650 000 auf 1,4 Millionen Menschen; die Zahl der Juden in Württemberg stieg im gleichen Zeitraum von 534 Personen auf sage und schreibe 7000! König Friedrich verkündete das Ende der ständischen Verfassung, womit das Ausschließungsgesetz von 1498, also der „Judenbann“, ebenfalls zu existieren aufhörte. Was nun folgte, war eine Phase größter Unentschlossenheit, denn einerseits wollte der Staat die Juden als gleichberechtigte Bürger behandeln, andererseits als Schutzbefohlene mit begrenzten Rechten. Was weiterhin fehlte, war eine Regelung ihrer Staatsangehörigkeit, die Erklärung ihrer Menschen- und Bürgerrechte. Als viele Jahre später eine Lösung gefunden wurde, war sie halbherzig, diktiert von Mißtrauen und voll diskriminierender Artikel. Diese Lösung hieß „Erziehungsgesetz“ oder auch „Israelitengesetz“ und trat 1828 in Kraft.

Unverhohlen hatte sich darin die Vorstellung durchgesetzt, daß die Juden erziehungsbedürftig seien, staatsbürgerlich verbessert, erhoben und gelenkt werden müßten, bevor die Anerkennung der Mehrheitsgesellschaft ihnen zuteil werden könnte! Jahrelang ist über dieses Gesetz diskutiert worden – und vor allem zwei Einschätzungen haben sich dabei herausgebildet: einmal, daß die Juden in Württemberg nun von Fremden endlich zu Einheimischen würden, dann, daß die christliche Mehrheit sie doch nur domestizieren und rücksichtslos ins große Ganze einpassen wolle. Noch die Schlußdebatte im Landtag verlief äußerst emotional, wobei die Gegner der vollen Judenemanzipation in der Mehrheit waren. Grob gesagt standen zwei Forderungen gegeneinander: Entweder die jüdischen Neubürger unterwerfen sich freiwillig oder sie werden unterworfen und bei Nichtgelingen aus dem Land gejagt ...

Es ist unmöglich, das „Erziehungsgesetz“ von 1828 hier eingehender zu erläutern, gleichwohl es eine nähere Betrachtung verdient hätte ... und weil dabei ein ziemlich grelles Licht auf unsere Gegenwart fiel ...

Ich beschränke mich jedoch auf unser Thema, auf Wilhelm Hauff, denn sein „Jud Süß“, nur ein Jahr älter als dieses Gesetz, gehört unbedingt in dessen turbulente Vorgeschichte. Ja, Hauffs Novelle kann als eine der gravierenden Äußerungen zur anstehenden Emanzipation der Juden in Württemberg sowie in Deutschland gelesen werden – doch eine vernünftige Lösung hatte sie am allerwenigsten zu bieten! Jedenfalls war *dies* Hauffs Grund, den Fall Süß-Oppenheimer in seiner Gegenwart wieder aufzurollen, nämlich: die rechtliche Gleichstellung der Juden oder zumindest

aller Juden nach Kräften zu verhindern. Darum erinnert er mit Macht daran, wie ein Jude, dem einst zu viel Rechte eingeräumt wurden, den Staat an sich gerissen und die Gesellschaft in seinem Sinne umgeformt hätte, wenn nicht ... wenn nicht von einem Häuflein aufrechter Vertreter der alt-ehrbaren Landstände dieser jüdische Ein-Mann-Putsch durch einen rechtzeitigen Gegenschlag verhindert worden wäre ...

Wilhelm Hauff, wie schon angedeutet, gehörte selbst dieser staatstragenden, verfassungsloyalen Verwaltungsschicht an und darf zu ihren entschlossensten Beschützern gezählt werden. Das hat er bereits in seinem „Lichtenstein“-Roman nachgewiesen, in dem nach erheblichen Zugewinnen katholischer Landstriche der Führungsanspruch des evangelischen Altwürttemberg für das neue Ganze bekräftigt und dessen Staatsraison zur einzig vernünftigen erklärt worden ist. Und jetzt wird dieser Anspruch erneuert, indem Hauff mit ständischem Pathos die zeitgemäße Forderung nach Gleichstellung der Juden mit dem strengen Hinweis auf den „Jud Süß“ zurückweist. Auf der Schwelle zur Moderne mit ihren staats- und gesellschaftspolitischen Umbrüchen entscheidet er sich noch einmal für die homogene, überschaubare Ständege-
sellschaft – doch wissen wir auch von anderen Beispielen, daß Schwellenzeiten aus ihren kaum aufzulösenden Widersprüchen nur gar zu oft Antisemitismus und/oder Rassismus generieren.

Wenden wir uns nun dem 15. und letzten Kapitel der Novelle zu, es ist sozusagen das *Legitimationskapitel*, in dem gründlich

rein- und weißgewaschen wird – und es beantwortet die Frage, die Lea Oppenheimer ein paar Seiten zuvor gestellt hat:

„Was nützt sein Tod diesem Lande?“, lautet sie ...

... und erweist sich jetzt als Kernfrage des Falls – vom Autor wird sie mit so brutaler wie primitiver Logik beantwortet ...

Geschickt tastet er sich heran und zitiert zuerst das Todesurteil gegen Joseph Süß-Oppenheimer, nämlich: „Ihme zu wohlverdienter Straff, jedermänniglich aber zum abscheulichen Exempel.“ Dann schlüpft er in die Rolle des Moralkritikers, um uns mitzuteilen: „Beides, die Art, wie dieser unglückliche Mann mit Württemberg verfahren konnte, und seine Strafe, sind gleich auffallend und unbegreiflich in einer Zeit, wo man schon längst die Anfänge der Zivilisation und Aufklärung hinter sich gelassen ...“

Den konsequenten, von ihm selbst nahegelegten Schluß zieht der Autor schließlich aber nur im Irrealis, und auch dieser Irrealis verliert sich schnell in einem verwinkelten, ja labyrinthischen Satzbau; Hauff fährt fort: “Man wäre versucht, das damalige Württemberg der schmäglichsten Barbarei anzuklagen, wenn nicht ein Umstand einträte, den Männer, die zu jener Zeit gelebt haben, oft wiederholen und der, wenn er auch nicht die Tat entschuldigt, doch ihre Notwendigkeit darzutun scheint.“

Noch einmal: Die „Tat“ ist zwar *nicht entschuldbar*, aber *notwendig!*

Ein Argument, das noch groß Karriere machen wird ... nicht nur ein Justizmord aus dem alten Württemberg läßt sich damit recht-

fertigen, sondern auch Staatsstreiche und Schauprozesse ... im Grunde gehorcht dieses Argument freilich einer sehr archaischen Vorstellung – der Vorstellung vom Sündenbock!

Denn:

Wofür Süß-Oppenheimer sterben mußte, bleibt nach wie vor nebulös, wichtiger scheint Hauff, *für wen* er zu sterben und *wessen* Schuld er zu tragen hatte. Es ist, keine Frage, die Schuld „mächtiger Männer“, mächtig selbst noch nach ihren „Schandtaten“. Nur ihre „Verwandtschaften“, ihr „Ansehen“ sowie „heimliche Versprechungen“ retten sie vor dem Galgen, obwohl ihre Vergehen keineswegs geringer sind – einzig „den Juden“, so heißt es ausdrücklich, „konnte und mochte niemand retten“.

Konnte und *mochte* – lapidarer läßt sich das kalt servierte Menschenopfer nicht begründen; oder wie der alte Lanbek sagt, also das *alter ego* von Hauffs Großvater: „Man schrieb, was die übrigen verzehrt hatten, auf seine Zeche.“ Doch zugleich machen sich Zweifel breit, der Nutzen von Süß-Oppenheimers Tod scheint nicht eindeutig, darum schreibt Hauff: „Es sind seitdem neunzig Jahre verflossen, und wir wissen nicht, ob damals der Tod dieses Mannes die Gemüter beruhigte und befriedigte.“

Beruhigen und *befriedigen* – genau das hätte die Funktion des Sündenbocks sein müssen! Doch scheint diese Rechnung nicht aufgegangen zu sein, weshalb die Landesregierung nach dem Tod Herzog Karl Alexanders ein „Edikt“ erließ, in dem angeordnet wurde, „widrige Nachreden“ über den verstorbenen Landesherrn

zu unterlassen – sprich: seine, des Herzogs Schuld auszublen- den und sie samt und sonders dem „Jud Süß“ anzulasten. Es muß sich dabei um eine Vorschrift zur Lenkung des öffentlichen Gedäch- nisses gehandelt haben, damit einzig und allein der Jude und sonst niemand für schuldig gehalten wurde, weil andernfalls sein Tod dem Land ja wirklich nichts genützt hätte und man am Ende vielleicht noch hätte einsehen müssen, ihn umsonst getötet zu haben ... Diese von oben befohlene Sprachregelung in Verbindung mit der demonstrativ grausamen Hinrichtung sowie außerdem der barbarischen Zurschaustellung der sterblichen Überreste brüllen die Sündenbockrolle Süß-Oppenheimers geradezu ins Land hinaus – beides verrät aber zugleich einen Überschuß, der dem schlech- ten Gewissen entspringt, die Schuld wahrheitswidrig dem Fal- schen aufgebürdet zu haben.

Doch die Sündenbockrolle ist auch für Hauffs eigenes Verständ- nis des Falls von großer Konsequenz. Dankbar nimmt er sie an und bestätigt sogar ihre Rechtmäßigkeit, grad als wolle er sagen: *Dieser Sündenbock trägt die Schuld zurecht*, ihr müßt euch kein Gewissen machen – ein so scheußlicher, abnormer und brutaler Kerl hat sein Schicksal mehr als verdient, seid froh, daß er weg ist! Damit geht jene Saat auf, die der Autor in seiner Novelle selbst ausgestreut hat, und seine antijüdische Propaganda hat damit ihr Ziel erreicht: Laßt einen wie den „Jud Süß“, so fordert sie, nicht in eurer Gesellschaft zu und schon gar nicht in eurem Staat aufsteigen, haltet ihn mit aller Macht und allen Mitteln fern, selbst wenn es dabei nicht gerecht zugehen sollte!

Mit anderen Worten: In der Gegenwart der Frühemanzipation, angesichts einer wachsenden jüdischen Bevölkerung sowie mitten in der stürmischen Debatte um ein „Erziehungsgesetz“ für kultur- und religionsfremde Neubürger, droht Hauff mit dem altbösen Popanz des „Jud Süß“ – dieser verkörpert für ihn ohne Zweifel den Dämon des Nicht-Integrierbaren. Was mit seiner Schwester Lea Oppenheimer denkbar wäre, wäre mit ihm auf keinen Fall möglich, deshalb besitzt er im Unterschied zu ihr auch keinen zukunftsfähigen Bürgernamen, sondern ist und bleibt einzig und allein der „Jud Süß“.

Und so können auch die faustisch-satanischen Züge dieses Menschen nicht verwundern: Er ähnelt einem Alchimisten, weil er Macht in Geld und Geld wieder in Macht verwandeln kann, und den braven, gutgläubigen und verfassungstreuen Kindern des Landes bietet er einen ruinösen Teufelspakt nach dem andern an. Das alles, so scheint mir, sind Motive, die klar und deutlich aussprechen, daß Wilhelm Hauff den „Jud Süß“ für eine Gestalt des absolut Bösen gehalten hat.

Anders Lea!

Ich bin mir sicher, daß der Autor an ihrer Gestalt die Entdämonisierung des überlieferten Judenbilds zumindest versucht hat. Nicht jedoch an der Gestalt ihres Bruders, ihr beläßt er die ange-dichtete, sozial konstruierte, historisch tradierte Dämonie, ja, er verstärkt sie sogar noch, um im Zerrbild des „Jud Süß“ jenen Typus zu separieren, der unter kein „Erziehungsgesetz“ fallen kann und darf – sondern von Anbeginn ferngehalten oder aus der Ge-

sellschaft wieder *eliminiert* werden muß, sprich: auf Dauer verstoßen oder im schlimmsten Fall auch physisch beseitigt.

Darum ist Wilhelm Hauffs Novelle ein Meilenstein in der Geschichte des Antisemitismus.

Sie steht mit ihrer teils offenen, teils unterschwelligem Destruktivität am Beginn jener traurigen Zukunft, die der Rabbiner von Frankfurt in Feuchtwangers „Jud Süß“-Roman vorhersagt. Er gehört zur Delegation deutscher Juden, die in Stuttgart angereist ist, um Joseph Süß-Oppheimer freizukaufen; der Rabbiner richtet an den neuen Herzog, der das Todesurteil bereits unterschrieben hat, folgende Worte: „Was er getan hat, wird man sagen, hat die ganze Judenheit getan. Wenn man ihn wird aufhenken und die Christen, seine Konsorten, gehen frei herum, wird man sagen, die Judenheit ist schuld an allem, und es wird kommen neuer Haß und Verfolgung und Bosheit über die ganze Judenheit.“

Prophetische Worte – genau so ist es gekommen!

Voll und ganz entfalten konnte sich die in der „Jud Süß“-Novelle angelegte Destruktivität aber erst viel später, nachdem der Antisemitismus rund hundert Jahre lang Raum und Zeit gefunden hatte, sich zu entwickeln und zu scheußlicher Größe auszuwachsen – es war der auch bei Hauff propagierte *eliminatorische* Antisemitismus, der in der nationalistisch aufgeheizten Ära nach den napoleonischen Kriegen, in der die Judenemanzipation begann, seinen

Ausgang nahm und so gewaltlüstern auftrat wie keine andere Judenfeindschaft zuvor. Dabei erwies sich dieser *eliminatorische* Antisemitismus stets als eine Art Stufenmodell, das programmatisch vom Ausschluß der Juden über ihre Rückverweisung ins Ghetto, die Wiedereinführung des Judenflecks bis hin zu Vertreibung und Vernichtung reichen konnte. Ja, selbst der Vernichtungs- und Ausrottungsgedanke ist weit älter als der mordbereite nazistische Rassenantisemitismus und findet bereits bei Judenhassern aus dem Kreis um den Philosophen Fichte oder den Rechtslehrer Savigny, etwas später auch bei dem Komponisten Richard Wagner, einen unmißverständlichen Ausdruck – außerdem ist er nirgendwo in Europa so verbreitet wie in Deutschland! Mit dem Historiker Goldhagen darf man wohl annehmen, daß ohne die tiefe und lange Verwurzelung des eliminatorischen Antisemitismus der Holocaust nicht zustande gekommen wäre ...

Wie leicht und erfolgreich die antisemitische Propaganda der Nazis darauf weiterbauen konnte, zeigt einmal mehr der „Jud Süß“-Film von 1940, der erklärtermaßen auf der Hauff-Novelle basiert, ihre Aussage aber noch einmal extrem zuspitzt und in suggestiv wirksame, fanatisierende Kino-Bilder übersetzt, etwa in der Schlußsequenz, in der die von Süß-Opppenheimer in Stuttgart angesiedelten Juden nach seiner Hinrichtung aus der Stadt gewiesen werden. Mindestens 20 Millionen Deutsche haben diesen Film bis Kriegsende gesehen, und jede Menge Staatsspitzen konnten nach oben berichten, daß seine Wirkung durchaus im Sinn des NS-Regimes war – sogar von einer „außerordentlich zustimmen-

den Aufnahme“ ist die Rede. Von SS-Führer Himmler wurde verfügt, diesen „Großfilm“ sämtlichen Angehörigen von Gestapo, Polizei und Sicherheitsdienst vorzuführen, ebenso deren Familien. Die Wehrmacht erhielt gleichfalls zahlreiche Kopien, selbst in den besetzten Ländern. Und auch das Wachpersonal in Ghettos und Konzentrationslagern sollte den „Jud Süß“-Film vorgesetzt bekommen, teils unmittelbar vor Massentötungen an Juden, um die Hemmschwelle der Täter noch weiter herabzusetzen ... Im Auschwitz-Prozeß der sechziger Jahre bezeugte ein SS-Blockführer solche Aufführungen vor der Mannschaft – „und wie haben die Häftlinge am nächsten Tag ausgesehen“, so sein Kommentar.

Ich komme zum Schluß ...

... wie Shakespeares Shylock entlief auch der „Jud Süß“ dem Gehege der Kunst und gespensterte durch die Zeiten, mit noch verheerenderen Folgen für die Juden als jener. Man würde gerne sagen: Dafür ist Wilhelm Hauff nicht verantwortlich, das konnte er nicht wissen! Was er jedoch – zuallermindest – hätte wissen müssen, ist, was jeder Schriftsteller wissen muß: daß man den Weg seiner Geschöpfe durch die Zeiten nicht kontrollieren kann und ihnen deshalb, im Guten wie im Bösen, keine dämonischen, sondern menschliche Züge verleihen soll.

*

